Nr. 63. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 3. Februar 1911

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ein Appell an alle Liberalen.

In der heutigen Morgenausgabe haben unsere Leser im Inseratenteil wieder die Aufforderung gefunden, ihren Anschluß an die Organisation der Fortschrittlichen Volkspartei zu vollziehen. Dem einzelnen Liberalen ist es so bequem als irgend möglich gemacht worden, sich der politischen Organisation des entschiedenen Liberalismus anzuschließen. Er hat nichts weiter nötig, als das Inserat auszuschneiden, Namen, Adresse und Beitrag einzuzeichnen und die Meldung unverzüglich an die beigefügte Adresse abzusenden. Dann wird er von der Parteileitung weitere Mitteilungen erhalten.

Wenn wir unsere Leser dringend auffordern, von dieser Gelegenheit, sich der fortschrittlichen Organisation anzuschließen, den denkbar umfassendsten Gebrauch zu machen, wenn wir sie ersuchen, auch ihre gleichgesinnten Freunde zum Eintritt in die Organisation der Fortschrittlichen Volkspartei zu veranlassen, so wissen wir sehr gut, was man uns gegen einen solchen Schritt einwenden könnte. Solange der deutsche Fortschritt zerfallen war, konnte es den Liberalen im Lande nicht leicht fallen, sich in einem Splitter einer Partei von dem beständig flutenden Leben der deutschen Gegenwart abzuschließen. Und auch jetzt, wo sich die drei freisinnigen Parteien zu einer Einheit zusammengeschlossen haben, erscheint vielen, und gewiß nicht den schlechtesten unter den deutschen Liberalen, der fortschrittliche Rahmen als viel zu eng. Sie sind mit dem Programm der neuen Partei nicht in allen Punkten einverstanden. Sie haben an der parlamentarischen und mehr noch an der außerparlamentarischen Tätigkeit der fortschrittlichen Abgeordneten manches auszusetzen. Sie vermissen vielleicht allzusehr die frische Farbe der Entschließung, das werbekräftige, mitreißende Temperament und den großen Schwung.

Auch wir haben es uns nie nehmen lassen, auf solche Mängel und Schwächen hinzuweisen und den Standpunkt des entschiedenen Liberalismus so zu vertreten, wie uns das richtig und notwendig schien, und wie es vielleicht einzelnen Parteiführern nicht gefiel. Wir beabsichtigen auch in Zukunft nicht, unsere Haltung in taktischen Fragen oder das Maß unserer politischen Ziele bedingungslos durch Parteibeschlüsse regulieren zu lassen, und wenn die Stärkung der Organisation der Fortschrittlichen Volkspartei den Sinn und den Zweck haben könnte, eine Verknöcherung des lebendigen deutschen Liberalismus herbeizuführen, so würden wir die ersten sein, die vor einem Anschluß an die fortschrittliche Organisation warnten. Aber es ist klar, daß die Gefahr einer Verknöcherung um so weniger besteht, je größer eine Parteiorganisation ist, und daß der Zustrom von neuem Blut und frischem Leben eine solche Gefahr erheblich verringern muß. Hat man nicht gesehen, wie die Fortschrittliche Volkspartei gerade in dieser letzten Zeit, seit ihre Reihen sich wieder zu füllen beginnen, Beweise einer erfreulichen Regsamkeit und Kampfeslust gegeben, die dann wiederum werbekräftig gewirkt, und haben nicht besonders in Labiau-Wehlau die fortschrittlichen Parlamentarier, angespornt durch diesen Zulauf neuer Anhänger, eine gar nicht „verknöcherte“ Energie gezeigt? Wer der Partei die Entschlußkraft zu weiteren Taten geben möchte, trägt durch seine Anschlußerklärung am besten dazu bei.

Was will der entschiedene Liberalismus? Was kann er unter den heutigen Zuständen wollen? Es gibt keine andere Aufgabe als diese: das ganze reaktionäre System, wie es heute in Preußen wie im Reich besteht, über den Haufen zu werfen. Es gilt im besonderen, die blauschwarzen Parteien, Konservative, Junker, Agrarier, Antisemiten, Ultramontane und sonstige Vertreter der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und klerikalen Reaktion bei den kommenden Reichstagswahlen zurückzuwerfen, soweit das unter Anspannung aller Kräfte geht. Das ist ein Ziel, gewiß aufs innigste zu wünschen. Und doch kann es nur verwirklicht werden, wenn jeder einzelne seine Pflicht tut und durch seinen Beitritt zu der Gesamtorganisation an der Verwirklichung der Aufgabe mitarbeitet. Stellt es sich eines Tages dann heraus, daß es innerhalb der Fortschrittlichen Volkspartei nicht überall so ist, wie es sein müßte, treten Mängel, Zaghaftigkeiten, Rückständigkeiten hervor, dann möge man gegen sie mit aller Entschiedenheit Front machen. Aber die Vorbedingung dieser Wirksamkeit nach außen und innen, ist die persönliche und materielle Teilnahme an der Gesamtorganisation.

Darum hinein in die Fortschrittliche Volkspartei! Es liegen gerade innerhalb des entschiedenen Liberalismus so zahlreiche tüchtige Kräfte brach. Mögen sie sich einmal rühren und, wenigstens in dieser einfachen Form, sich betätigen! Die Liberalen müssen sich organisieren, dann werden sie sich auch Geltung verschaffen. Darum appellieren wir an unsere Leser, damit sie — nicht später, sondern noch heute — ihren Anschluß an die Fortschrittliche Volkspartei vollziehen.

Die russischen Truppenverschiebungen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Petersburg, 3. Februar.

Die in einem Pariser Blatt dem französischen Kriegsminister in den Mund gelegte Aeußerung, daß das französisch-russische Bündnis gewissermaßen nicht mehr bestehe, hat in Petersburg allgemeine Verwunderung hervorgerufen. In russischen wie in französischen diplomatischen Kreisen wird erklärt, daß jede Bestätigung für diese Aeußerungen fehle. Allerdings wird russischerseits zugegeben, daß in einzelnen Schichten der französischen Gesellschaft ein gewisses Mißtrauen gegen Rußland aufgetaucht sei, seit Rußland einen Teil seiner Truppen von der Westgrenze zurückgezogen und mehr ins Innere und nach Finnland verlegt hat, um gegen alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Es wird aber hinzugefügt, daß die russische Regierung damals einen Vertreter nach Paris mit der Mission entsandte, die französischen Militärkreise über diese Dislokation aufzuklären, die in keinem Falle das französisch-russische Bündnis bedrohen könne.

Die italienisch-türkische Spannung.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 3. Februar.

Sowohl auf der Pforte wie im Parlament ist von einem angeblichen Vorgehen der Italiener in Tripolis nichts bekannt. Man hält das Gerücht für ein Börsenmanöver. In den Wandelgängen der Kammer wurden die italienische Frage und die Schwierigkeiten, die die Türkei durch ein feindliches Verhalten Italiens erwachsen können, rege diskutiert.

Infolge eines Leitartikels des „Tanin“, der soeben ziemlich heftig Italien angriff, glaubt man hier, daß die italienische Regierung hier vorstellig werden wird. Man sieht bereits in der heftigen Sprache einiger italienischer Blätter einen Zusammenhang damit und befürchtet eventuelle Weiterungen. Der Gedanke liegt nahe, daß dieses italienische Vorgehen dem italienischen Handel in der Türkei, der jahrhundertelang an erster Stelle stand und erst in letzter Zeit zurückging, viel Schaden zufügen wird. Jedenfalls liegen die italienisch-türkischen Beziehungen augenblicklich so, daß eine baldige freundliche Lösung als nicht sehr wahrscheinlich gelten kann.

Die Rede Pichons.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 3. Februar.

Die gestrige Antwort Pichons an den Senator de Lamarzelle brachte zwar nicht viel neues, war aber doch erheblich entschiedener als die Worte des Ministers in der Kammer und deshalb auch einen starken Erfolg. Bei dem Interesse, das die Situation verdient, verlohnt es sich, die Rede Pichons mit einigen Kürzungen nach dem stenographischen Bericht wiederzugeben:

Pichon sagte: „Herr v. Lamarzelle hat sich auf einen Artikel des „Temps“ bezogen. Es ist noch nicht lange her, da rühmte diese Zeitung unsere auswärtige Politik als vollkommen und verzeichnete mit Genugtuung die erlangten Resultate. Urplötzlich und ohne Angabe von Gründen ändert die Zeitung ihre Ansicht und erklärt nun, so gehe es nicht weiter. Unsere Bündnisse seien gefährdet, sie seien auch unfruchtbar. Eine ganze Anzahl von Ereignissen, die dem Herrn vom „Temps“ früher als erfreulich erschienen, sind nach seiner neuesten Auffassung bedauerlich. (Lachen.) Ich will hier nicht untersuchen, welche Erwägungen diese rapide Meinungsänderung herbeigeführt haben. (Rufe: Sehr richtig! Lachen.) Der Herr, der die Artikel geschrieben hat, besitzt eine große Begabung, aber es wäre mir sehr leicht, seine im letzten Aufsatz geäußerte Ansicht durch seine eigenen Argumente zu widerlegen. Das Material dazu findet sich reichlich in seinen früheren Artikeln, aber ich habe keine Lust mich dieser Mühe zu unterziehen. (Bravo!) Ich muß aber sagen, daß ich es sehr merkwürdig finde, in die Welt zu schreien, die Entente cordiale habe keine Erfolge gehabt, und seit zwei oder drei Jahren habe keine Unterhaltung über militärische Fragen mit England stattgefunden. Was wissen Sie davon, Herr de Lamarzelle? Was weiß davon der Herr, der jene Artikel geschrieben hat? Glauben Sie etwa, ich hätte die Gewohnheit, unsere Unterhaltungen über militärische Angelegenheiten mit verbündeten oder befreundeten Mächten in die Zeitungen zu bringen? (Großer Beifall.) Meinen Sie nicht, daß die Worte der Regierung noch etwas mehr Gewicht haben als die Andeutungen und Ansichten einiger Journalisten? Nun, ich erkläre hier im Namen der Regierung und mit besonderem Hinweis auf die Zustimmung der großbritannischen Regierung nach meiner Kammerrede, daß niemals unsere Entente mit England vollständiger und ertragreicher gewesen ist. (Beifall im ganzen Hause.) Ebenso seltsam muß ich es finden, wenn fortwährend aus nichtigen Gründen unser Bündnis mit Rußland kritisiert wird, wenn gesagt wird, dieser Bund existiere nur noch so schwächlich, daß wir nicht einmal über die von Rußland mit anderen Mächten gepflogenen Verhandlungen unterrichtet werden. Meine Herren, wir haben nie aufgehört, mit unseren Verbündeten in engen Beziehungen zu sein. Wir haben nie aufgehört, unsere Bemühungen mit den ihren zu vereinen, um den allgemeinen Frieden zu wahren und unsere gemeinsame Würde zu schützen. Unser Ziel ist die Sicherung des Friedens, aber auch die Sicherung der Kraft Frankreichs, die Sicherung

Schillers Epigonen.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schlenther.

Unter denjenigen Dichtern, die man sich gewöhnt hat, deutsche Klassiker zu nennen, ist niemand von der Menge so geliebt, von einzelnen so befehdet worden, wie Schiller. Klopstock wurde ja seit Anbeginn „mehr gelobt als gelesen“. Lessing, der diese Tatsache epigrammatisch feststellte, sprach dabei zugleich pro domo: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“ Er sah sein Schicksal voraus. Man lobt die Toleranz der drei Ringe, aber man führt „Nathan“ so selten auf wie „Minna“ und „Emilia“; denn das Publikum ist spröde gegen alle drei Meisterwerke. Wieland ist ganz in den Hintergrund getreten, und die große Gesamtausgabe der Berliner Akademie wird ihn nicht wieder „ans Licht stellen“. Herder, mit seinem mächtigen geistigen Einfluß auf Goethe und die anderen, hat nie im Vordergrunde gestanden. Goethe selbst ging zeitlebens abseits von allen Heerstraßen und Kreuzwegen, fand eine Gemeinde, kein Volk, blieb den meisten unheimlich und trat erst nach seinem Tode in die Unsterblichkeit. Dann freilich stieg sein Ansehen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und jetzt will uns bedünken, als habe der Singular Goethe den Plural Klassiker zurückgedrängt. Je häufiger man das Wort Goethe braucht, desto seltener das Wort Klassiker, das unseren Eltern nur allzugeläufig war. Denn es gab eine Zeit, wo man jeden einen Klassiker nannte, den Cotta und seine Epigonen in eine „Klassikerausgabe“ aufnahmen. Kein Wunder, daß dadurch der Klassikerbegriff im Zensus sank, und daß man Goethe nicht gern bloß einen Klassiker nannte. Es bleibt erstaunlich, daß Schiller, an den sich die Alterklassiker mit Vorliebe hingen, die Gefahr überstand, „berühmtes Muster“ zu sein. Niemandes Blößen sind durch Nachäffung so sehr enthüllt worden, wie die seinen. Gerade dadurch wurde Gegnern wie Otto Ludwig der Angriff leicht. Denn Schillers Schwäche der Charakteristik und der Motivierung, der Ueberschwang seiner Rede wurde von den Epigonen, die seiner Größe entbehrten, in Reinkultur gezüchtet. Daß Schiller diesem Schicksal mehr als irgendein anderer zum Opfer fiel, war die Kehrseite seiner beispiellosen Popularität, die mit den Freiheitskriegen begann und über seinen hundertsten Geburtstag hinaus fortwirkt. Drei Generationen müssen ihn auswendig gewußt haben. Nur so erklärt sich die Fülle der geflügelten Worte, deren pathetischer Ernst auch durch reichlichen parodistischen Mißbrauch nichts einbüßte.

Unter denen, die ihn auswendig wußten, waren zu allen Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts natürlich auch junge Dichter oder solche, die sich dafür hielten. Kaum einer ist sich seiner Massenplagiate an Schiller bewußt geworden. Schiller war eben das einzige, was sie begeisterte und beseelte, und da sie ihn in sich nicht einmal umfärben konnten, so kam aus ihnen sein Zerrbild zum Vorschein.

Dieses Schillerepigonentum, das unsere deutsche Bühne auf Jahrzehnte hinaus in Pose und Phrase stieß, raubte nicht nur allen Selbständigen, die nachher kamen, wie Kleist, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, den Spielraum, sondern drängte auch die früheren, wie Goethe, Lessing, Shakespeare, zurück, und wenn sich einer von Zeit zu Zeit mit harter Leidenschaft gegen das Schillertum wandte, so galt es Platz zu schaffen für diese anderen, denen mindestens die Epigonen zu weichen hatten.

Die Geschichte dieses Epigonentums ist ein notgedrungener Bestandteil der deutschen Geistesgeschichte im neunzehnten Jahrhundert. Es wird Zeit, sie zu schreiben. Ein kleiner Anfang ist gemacht; weil er gut gemacht ist, erwähnen wir das Heft, das Dr. Ernst Leopold Stahl in Litzmanns „Theatergeschichtlichen Forschungen“ (Hamburg-Leipzig, Leop. Voß) soeben veröffentlicht. Es steht ein Name darauf, der kaum mehr gehört wird; denn die Schillerepigonen starben zwar nicht aus, aber sie erschienen und verschwanden wie das Nordlicht, das in Joseph v. Auffenbergs Schauspielen als Knalleffekt ganz besonders beliebt ist.

Auffenberg ist der Mann, den Dr. Stahl als Typus des Schillerepigonen kennzeichnet oder vielmehr brandmarkt. Vielleicht weil wir in Haus und Schule mit dem liebenswürdigen Heldenknaben Theodor Körner überfüttert wurden, weil man die Poesie seines Lebens und Sterbens mit dem höchst sterblichen Leben seiner Poesie verwechselte, hielten wir ihn für den Urtypus des Schillerepigonen. Dr. Stahl kommt schon aus einer anderen Generation, und im Gefühl der eigenen Jugend entschuldigt er Körner mit seinen zweiundzwanzig Jahren. Wäre Grillparzer mit sechsundzwanzig gestorben, so müßte man ihn nach der „Ahnfrau“ beurteilen. Grillparzers Größe liegt allerdings hinter der „Ahnfrau“, sogar hinter der „Sappho“; dennoch spürt man schon aus der „Ahnfrau“ die Leopardenklaue, die dem „Zrinny“ fehlt, und Körners Albernheit, eine Novelle Kleists zu dramatisieren, wäre Grillparzer auch in jüngsten Jahren nie eingefallen. Darin aber hat Dr. Stahl recht: Auffenberg ist der greifbarere Schillerepigone, schon weil er viel länger und viel mehr schrieb als Körner.

Wir lernen diesen breisgauischen Baron, der von 1798 bis 1857 (fast immer am badischen Hof) lebte, gut kennen; seine Lebensgeschichte ist viel interessanter als seine massenhaften Stücke, von denen eins 15 000 Verse zählt. Er muß „ein Kerl von Samt und Seide“ gewesen sein; ein Schwab, der sich im Schwabenalter tolle Späße gönnte.

Als sich nach einer Hoftafel Großherzog Leopold zum feierlichen Cercle verfügte, bemerkten die zahlreichen dort in Ehrerbietung versammelten Gäste zu ihrem Entsetzen, daß sein angeheiterter Hofmarschall und Theaterintendant Auffenberg, dicht hinter Serenissimo hertänzelnd, Seiner Hoheit „einen Esel bohrte“. Unversehens wandte sich der hohe Herr um, und unser Schillerepigone hatte fortan „Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken“. Madrid verwandelte sich freilich nur in seine Vaterstadt Freiburg i. Br. Denn die Zeit, da er sein Lieblingsland Spanien durchwanderte, lag auch schon lange hinter ihm. Als er aber starb, hinterließ er sein nicht unbeträchtliches Vermögen teils einem spanischen Kloster, das ihn mal aus Mörderhänden befreit hatte, teils einem alten Pudel, der ihm als einziger Anhänger vom Hof in die Freiburger Verbannung nachgegangen war.

Nachdem sein Biograph diesen wunderlichen Heiligen so menschenhaft vor uns hingestellt hat, folgen wir ihm williger durch die Oede seiner Literatur und sehen ihn auf Schritt und Tritt in Schillers Spuren, sehen auch oft genug den einen Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche. Charaktere und Motive Technik und Stil — alles kehrt in der Affengestalt wieder. Besonders interessant ist der vielfach belegte Nachweis, wie das schon beim Urdichter oft recht starke Selbstbewußtsein seiner Helden, der ausgesprochene Glaube an die eigene Ueberlegenheit und Unerreichbarkeit bei Auffenberg und anderen in gröbste Renommisterei und plumpestes Bramarbasieren ausartet. Alles das wäre nicht so wichtig, wenn Auffenberg allein dastände. Aber wie er in jeder Hinsicht ein Dutzendskribent ist, so läßt auch Stahl ihn nicht allein, sondern führt noch aus